

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt**

55 (18.7.1848)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 18. Juli 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

Nro. 55.

## Die Belagerung von Bethulien.

(Fortsetzung.)

„Du wirst selbst ermessen können, mit welchen Hindernissen ich zu kämpfen hatte, ehe ich, als Fremdling, in das Haus ihres Vaters, eines hebräischen Gelehrten, gelangte; ebenso, wie unendlich schwer es mir gemacht wurde, mit Judith, so hieß das Mädchen, sprechen und meine heiße Liebe ihr schildern zu können. Genug, ich sah sie jetzt durch die Vermittelung ihrer treuen Magd fast täglich, denn auch sie hatte — so vertraute mir die Magd — von dem ersten Augenblicke an, wo sie mich im Tempel gesehen, eine stille Reizung zu mir gefast. Eine Laube in ihres Vaters Garten ausserhalb der Stadt war Zugin des stillen Glückes, das wir in unserer wechselseitigen Liebe gefunden. Ich wollte meine Religion mit der der Hebräer vertauschen, und wir träumten uns selige Tage der Zukunft; — allein es stand anders im Buche des Schicksals.“

„An einem schönen Abend waren wir wieder in der Laube beisammen. Der Vater hatte früh am Morgen eine Reise angetreten, und Judith von der Mutter die Erlaubnis erhalten, den Abend mit ihrer Magd im Garten zubringen zu dürfen, die uns bald verließ. — Unsere Freude darüber war groß, denn wir hatten uns mehrere Tage nicht gesehen und nicht gesprochen. Alles um uns her schien uns zum Genuße der Liebe einzuladen. Freudlich strahlten Mond und Sterne auf uns hernieder; Abendlüftchen spielten mit den Blättern der Bäume, und nicht fern von uns rieselte der Wiesenbach in sanfter Klarheit dahin, sein leises Murmeln mit dem Gesumme der buntfarbigen Schmetterlinge vereineud, die von Blume zu Blume flatterten. Die ganze Natur athmete Liebe. — Meine Zuneigung für Judith war bis dahin rein und keusch gewesen, aber wer ist immer Herr seiner Leidenschaften — Judith war zu schwach, mir zu widerstehen.“

„Noch hielten wir uns in süßem Wonnerausch umfangen, als plötzlich ihr Vater vor uns stand. „Unglückselige!“ rief er, indem er sie aus meinen Armen riß, „pflichtvergessene Dirne, lohnst Du so Deinem alten Vater?! Fluch über Dich und ihn, Fluch über Deine Mutter, die Dich gebar, Fluch über mich, daß ich Dich gezeugt! — O daß ich solche Schmach an meinem einzigen Kinde erleben muß, das mein Stolz und die Hoffnung meiner alten Tage werden sollte!“

Judith war bewusstlos zur Erde gesunken; ich versuchte, sie ins Leben zurückzurufen, allein vergebens. „Meine Tochter stirbt, Du hast sie gemordet, schändlicher Bösewicht, zum Lohne für meine Gastfreundschaft!“ jammerte der Alte, indem er mich mit Riesenstärke angriff. Meiner Sinne nicht mehr mächtig, zog ich schon zu meiner Vertheidigung den Dolch, als Judith, die Augen aufschlug und den blitzenden Stahl in meiner Hand bemerkte. Mit dem Rufe: „Heiliger Gott, mein Vater!“ fiel sie mir in den erhobenen Arm — meine Hand sank kraftlos nieder. — Judith beschwor nun den Vater, sie nicht von mir zu trennen — ich vereinigte meine Bitten mit den ihrigen, allein der Alte blieb felsenfest, verbot mir sogar, sein Haus jemals wieder zu betreten. — Ich ging mit gebrochenem Herzen ohne irgend eine Hoff-

nung von dannen. — Nach einer schlaflos vollbrachten Nacht stand ich im Begriff, Judiths Vater noch einmal durch Bitten zu erweichen, als ihre Magd Amra in mein Gemach trat und mir der Geliebten Abschiedsgruß überbrachte. Auch erzählte mir diese, daß Judith vom Vater schon einem Manne zugesagt sei, und lieber sein Kind unglücklich sehen wolle, als sein Wort zu brechen. Er hatte unverzüglich seinen künftigen Eidam zu sich kommen lassen, und dieser Elende hatte sich nicht geweigert, dennoch ihre Hand anzunehmen. „Bring meinem Asari — so nannte ich mich — meinen letzten Abschiedsgruß und diese Locke,“ hatte sie zu der Magd gesprochen, „und sage ihm, daß ich nie aufhören werde ihn zu lieben und seiner zu gedenken!“ — Ich preßte das theure Kleinod an meine Lippen, riß eine goldne Kette von meiner Brust und händigte sie der Magd ein, um dieselbe ihrer Herrin als Angedenken zu übergeben.“

„Von nun an irrte ich unstätt und flüchtig umher, ohne jemals von der Geliebten zu hören. Ich entsagte den Wissenschaften und stürzte mich in das Getümmel des Krieges, um meinen Kummer zu beschwichtigen. Dies gelang mir vollkommen; ich stieg von Stufe zu Stufe und dachte bald nur noch mit Lachen an diese Jugendträume. Heute jedoch wurden durch einen Zufall meine Gefühle für Judith wieder mächtig angeregt, und die unselige Leidenschaft der Liebe lodert wieder in hellen Flammen in meiner Brust. Ich weiß, daß ihr Besitz zu meinem Glücke und zu meiner Ruhe durchaus nothwendig ist, und um Gewißheit zu haben, ob sie noch unter den Lebenden weilt, sollst Du mir den Schleier der Zukunft lüften.“

Der Zauberer stand jetzt auf und führte den Feldherrn in ein Gemach, das er sich zu seinen geheimnißvollen Arbeiten eingerichtet hatte. Hier betrachtete er Holofernes Hand genau, und begann dann, Gebete und Beschwörungen zu murmeln. Endlich ließ er den Feldherrn vor einen Spiegel treten und fragte: ob das sich ihm darin zeigende Bild seiner Geliebten gliche.

„Beim großen Nebukad, sie ist's!“ rief Holofernes aus, „geschmückt mit allen Reizen der Schönheit, wie ehemals!“

Der Alte setzte darauf seine Arbeit fort, zog mit einem Stabe Kreise um sich und den Feldherrn, fortwährend sonderbare Laute dabei ausstößend. Endlich deutete er Holofernes an, aus dem Gemache zu treten. Eine geraume Zeit verging, und schon wurde derselbe ungeduldig, als der Zauberer wieder erschien, zitternd und bleich. Der Feldherr bemerkte dies zwar, doch hielt er es für eine Folge des Umgangs mit den Geistern. — „Ich habe in dem Buche Deines Schicksals gelesen,“ sagte der Greis mit hohler Stimme, „und bin bereit Dir Antwort zu geben.“

„Lebt Judith?“ fragte Holofernes.

„Sie lebt!“ war die eintönige Antwort.

„Nun weiter verlang' ich nichts!“ sagte Holofernes kurz, warf seinen Mantel über und verließ das Gemach.

Der Greis sah dem Scheidenden erschüttert nach und murmelte: „Genieße die wenigen Tage Deines Erdendaseyns noch, Unglücklicher, bis Dein letztes Stündlein geschlagen!“ Drauf begab er sich wieder in sein Gemach und vertiefte

sich aufs Neue in seine geheimnißvolle Arbeit. Endlich stand er auf und sprach vor sich hin: „Ich habe mich nicht geirrt, das Gräßliche wird geschehen. Warnung kommt zu spät, und sein Geschick zu ändern vermag ich nicht, denn im Buche der Zukunft läßt sich kein Jota ändern.“

## 4.

Holofernes hatte sich über die Stärke seiner wiedererwachten Leidenschaft getäuscht; es war nur eine vorübergehende, obwohl heftige Erregung gewesen, die Achior's Rede in ihm hervorgebracht hatte. Nach der Prophezeiung des Wahrsagers, daß Judith lebe, er sie also wiedersehen und später auch besitzen würde, legte sich auch der Sturm in seinem Innern, und diese auflösende Gluth machte bald andern Leidenschaften Platz, die sein besseres Selbst vernichtet hatten. Als am folgenden Morgen das Heer aufbrach, um Bethulien zu belagern, waren seine Gedanken nur auf Mord und Zerstörung gerichtet, und die in Flammen aufgehenden Dörfer machten die Erinnerung an Judith vergessen.

Anaufhaltsam, wie Meereswogen, wälzten sich nun die zahllosen Schaaren der Feinde gegen das Gebirge. Bald hatten sie den Engpaß erreicht, welchen Josaphat mit seinen Kriegern besetzt hatte. Dem Befehle des Holofernes gemäß, zog ein Haufe Krieger aus, um Achior den Hebräern zu übergeben. Josaphat's Augen funkelten, als er der Feinde Herannahen gewahrte. Stürmisch trückte er das Schauffuß an der goldenen Kette an seine Lippen, und sprengte dann mit dem Rufe: Judith und Tod! den Feinden entgegen.

Die Assyrer suchten dem Angriffe des Josaphat auszuweichen, doch wie rasend drang er in ihre Reihen ein und verbreitete mit seinem Schwerte Tod und Verderben unter ihnen. Aber was er suchte, fand er nicht. Sein Pferd stürzte; er wurde entwaffnet und gefangen, ohne getödtet zu werden, denn Holofernes hatte geboten, die kriegsfähige Mannschaft zu schonen. Achior wurde nun im Angesichte der Krieger Josaphat's an einen Baum gebunden; Josaphat selbst aber gefangen weggeführt. Den Ammoniterhauptmann, der darauf von seinen Banden erlöst wurde, schickte man nach Bethulien.

Nachdem Holofernes die Lage der Feste genau erforscht hatte, ließ er das ganze Heer rings um dieselbe lagern. Er wußte, daß die Hebräer kein kriegerisches Volk waren, und der Haß, den er seit dem Tage, wo Judith's Vater ihm die Geliebte entriß, gegen dessen ganzes Geschlecht hegte, wurde durch Bethuliens Widerstand zum fürchterlichen Grimm angefaßt. Nicht durch das Schwert, beschloß er, sollten sie getödtet werden, nein, elend durch Hunger und Durst sollten sie umkommen. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Einwohner ihr Wasser von den Brunnen, die sämmtlich außerhalb ihrer Mauern waren, durch Röhren in die Stadt leiteten. Diese Röhren wurden von ihm zerstört, und die Brunnen selbst durch eine starke Wache besetzt, so daß es den Einwohnern der Stadt unmöglich war, ihren brennenden Durst zu stillen. „Die Mäuse sollen in ihren Löchern umkommen,“ sagte er zu seinen Hauptleuten, laßt doch sehen, ob ihr Gott sie von meiner Hand erretten werde.“

Bergebens machten die Belagerten verzweiflungsvolle Versuche, sich wieder in den Besitz ihrer Brunnen zu setzen; mit Hohn wurden sie von den übermüthigen Feinden zurückgewiesen, und es blieb ihnen Nichts für ihren brennenden Durst, als das Schlammwasser, das sich in den Pfützen und Cisternen der Stadt angesammelt hatte, während im Lager der Assyrer Wein und Korn in Fülle war.

Man hatte Josaphat in ein am hinteren Ende des

Lagers stehendes Haus gebracht, dessen unterirdische Räume zur Verwahrung der Gefangenen bestimmt waren. In dumpfer Verzweiflung grüßte er mit der Borsehung, daß sie ihn den so sehr ersehnten Tod nicht hatte finden lassen. Er hatte sich erschöpft auf sein elendes Strohlager geworfen, und, an Geist und Körper abgemattet, senkte sich gar bald der Schlaf auf seine müden Augen nieder. Doch nicht lange hatte er der Ruhe genossen, als die Thür seines Kerkers sich öffnete, und ein Mann, im Mantel gehüllt, eintrat. „Bringst Du mir den Tod,“ sprach der Gefangene dumpf, „so bist Du willkommen!“

„Josaphat!“ rief leise der Fremde. — Mit dem Rufe: „Micha, mein Freund!“ fiel ihm Josaphat in die Arme.

„Du hier, Micha?“ sagte endlich Josaphat, „im Lager der Assyrer, in meinem Kerker?“

„Ich komme, Dich zu befreien!“ entgegnete Micha leise. „Bekleide Dich mit diesem heidnischen Priestergewande; Deine Wächter habe ich trunken gemacht, und sie liegen im tiefen Schlafe. Doch eile ehe die Nacht vergeht, damit wir bei dem Tagesanbruch in Bethuliens Mauern sind.“

„Ich soll fliehen?“ sagte Josaphat, traurig lächelnd. „Du weißt ja, daß ich mir den Tod wünsche, was soll ich noch auf Erden, wo meiner nur Dualen harren.“

„Bei Deiner Liebe zu Judith, um ihrer Ruhe willen, komm!“ drängte Micha. „Sie selbst schickt mich; Dein Tod würde auch der ihrige seyn!“

„Judith denkt an mich — sie liebt mich?“ rief der Jüngling.

„Folge mir schnell!“ sagte Micha leise und suchte seinem Freunde das Gewand überzuwerfen.

„Nicht eher, bis mir Deine Antwort Tod oder Leben gib,“ erwiderte Josaphat. „Du warst bei ihr, hast sie gesprochen; liebt sie mich? Sprich schnell!“

„Sie liebt Dich — wie eine Freundin,“ war Micha's Antwort.

„Ha! die Grausame!“ rief Josaphat im wüthenden Schmerze aus, „sie verstand es, mein frohliches Herz in ihre Bande zu schlagen, um es dann um so gewisser zu zerfleischen! — O, der Falschen! Wer hieß es ihr, mich in ihr Haus bringen zu lassen, wo sie mein unschuldiges Gemüth durch ihre Milde und Freundlichkeit bestrickte, um wie ein Tiger die teuflische Lust zu genießen, mich langsam dahinsterven zu sehen. — O, das Satanswerk ist ihr vollkommen gelungen! Doch mein Fluch treffe sie —“

„Halt ein, Unsel'ger, was beginnest Du?“ rief Micha entsetzt aus, „die Du verfluchst, ist ja Deine leibliche Mutter!“

„Wie, meine Mutter!“ schrie Josaphat, mit rollenden Augen den Freund anstarrend; „hörte ich recht, Judith meine Mutter!“

„So ist es, Unglücklicher!“ entgegnete Micha. „Wehe mir, daß ich das Geheimniß verrathen mußte, das Judith mir anvertraut; es geschah nur, um Dich zu überzeugen, daß sie nicht aus Muthwillen Dich unglücklich gemacht.“

„Dann falle der Fluch auf mein Haupt zurück!“ sprach Josaphat dumpf. „Ein Kind, das seine Mutter verflucht, ist nach den Gesetzen des Todes schuldig.“

„Nein!“ erwiderte Micha. „Du gehst mit mir nach Bethulien zurück, wo ein neues Leben für Dich beginnen wird. Diese Priestermäntel schützen uns im feindlichen Lager; dann suchen wir uns einen Ausweg durch den Bach, der das Lager begrenzt; zwei gute Rosse erwarten uns drüben, sie bringen uns vor Tagesanbruch nach der Feste, wo Dich Judith's Mutterherz erwartet.“

„Schweigend starrte Josaphat vor sich hin, des Fremdes Worte überhörend.“ Erst als ihm Micha das Gewand übergeworfen und ihn fortzuziehen versuchte, erwachte er aus

seinen Gedanken. „Nein,“ sagte er, „ich stiehe nicht; ich fühle es, es geht zu Ende mit mir, mein Maas ist voll. Du kennst die Leidenschaft der Liebe schlecht, mein Freund, wenn Du wäuhst, die Flamme in meinem Herzen ließe sich durch die Worte: sie ist Deine Mutter! ersticken. Ich könnte Judith nie als Sohn entgegen treten; ihr Anblick wäre so Verderben bringend für mich, wie mir das Leben ohne sie eine Marter ist. Nein, wenn Jehovah gnädig und barmherzig ist, so endet er meine Leiden durch den Tod!“

„Armer, unglücklicher Freund!“ seufzte Micha, „so ist denn keine Rettung für Dich! So mußt Du denn im Frühlinge Deines Lebens dahinsterven, Deinen Freunden zum Kummer und den Feinden zum Hohn! Und welch neuer Schmerz für Judith — was soll ich ihr sagen!“

„Sage ihr,“ entgegnete Josaphat, „daß ich sie bis zum letzten Lebenshauche liebe, daß ich Jehovah bitte, ihr die Sünde zu vergeben, sich mir nicht im ersten Augenblicke entdeckt zu haben.“

„Ein Gelübde band sie,“ unterbrach ihn Micha.

„So war es denn Gottes Wille!“ erwiderte Josaphat.

„Du aber,“ beströmte er jetzt den Freund, „weile, schon zu lange hast Du Dich aufgehalten.“

Micha gewann die Ueberzeugung, daß seine Bemühungen, den Freund serner zur Flucht zu bereben, vergeblich seyn würden. „Wenn es denn seyn muß,“ sagte er schmerzlich erfüllt, „so gehe ich nach Bethulien ohne Dich. Vielleicht wird Dir hier ein sanfterer Tod, als uns in der Feste.“

Er preßte den Freund noch einmal an sein Herz und verließ ihn dann mit thranenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

### Das deutsche Heer.

Mit größter Freude haben wir den Antrag, den Bestand der deutschen Heere auf 900,000 Mann zu erhöhen, begrüßt. Hervorgegangen aus den Beratungen einer meist aus Sachkundigen zusammengesetzten Commission, hat er schon in dem Stadium, in welchem er sich zur Zeit noch befindet, eine Bedeutsamkeit, in der hoffentlich das Ausland nicht minder als das deutsche Volk selbst erkennen wird, daß die alte Zeit unserer wohlorganisirten Ohnmacht für immer vorüber ist. Wir sind einverstanden, daß die Beschlußnahme über diesen Antrag auf einige Tage verschoben worden, in der Ueberzeugung, daß er dann, in seiner ganzen stolzen Gewichtigkeit erkannt, mit desto vollerer Bestimmung aller Parteien durchgehen wird. Wir dürfen es nicht leugnen, daß die Berichterstattung in manchen Punkten mangelhaft war, daß sie namentlich in Betreff des Kostenpunktes verabsäumt hat, diejenigen Aufklärungen zu geben, welche die gerechte Sorge für das schon schwer genug belastete Volk beruhigt haben würde. Sind wir recht unterrichtet, so wird eine nachträgliche Darlegung dieses Punktes den Beweis liefern, daß diese imposante Vermehrung der deutschen Heeresmacht vollständig mit dem bisherigen Kostenaufwand bestritten werden kann. Es ist völlig klar, daß wenn die zur Zeit ausgearbeiteten Truppen, die nach dem bisherigen Militärschlendrian noch Jahr und Tag unter den Waffen gehalten wurden, sofort auf Urlaub entlassen werden, um durch frische Leute ersetzt zu werden, in wenigen Wochen die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes um ein Bedeutendes vermehrt werden kann, ohne anderen Aufwand, als größere Mühe der einübenden Offiziere und Unteroffiziere zu fordern. Man sagt wohl, es seien unverhältnismäßige Opfer, welche man von der deutschen Nation fordere; aber man vergesse nicht, daß eine rasche und fähne Anstrengung Deutschland vor der Wiederkehr solches Elendes, wie es in

den neunziger Jahren erlitten, sichern wird; man vergesse nicht, daß eine russische Invasion in das reiche Schlessen, eine französische in die schönen Rheinlande, abgesehen von der Schande, die wir nicht mehr zu ertragen gemeint seyn werden, unendlich viel größere Verluste an Werthen nach sich ziehen würde, als eine doppelt und dreifach größere Rüstung, wie die beantragte; man vergesse endlich nicht, daß mit dem Beschluß, jene 900,000 Mann aufzubringen, durch das ganze deutsche Vaterland hin das Gefühl der Sicherheit, des Vertrauens sich erneuen würde. Wir haben Fabrikleute versichern hören, daß sowie jener Beschluß gefaßt sei, sie ihre Arbeit wieder beginnen könnten, und daß sie die völlige Gewißheit hätten, es würden sofort, und selbst wenn sich die Verhältnisse an der unteren Donau noch mehr verwickelten, Bestellungen in hinreichender Ausdehnung eintreffen, um für den Herbst und Winter vollauf Beschäftigung zu haben. Freilich so viel werth es für Deutschland ist mit Frankreich im friedlichsten Einvernehmen zu stehen, mit der utopischen Bruderhand, die Herr Blum uns anempfahl, wird man bei weitem nicht so weit kommen, als wenn Frankreich weiß, daß eine halbe Million deutscher Kriegerleute jederzeit bereit ist, eine unberufene Einmischung abzuwehren. Genug davon. Noch lebt in unserm Volk die Lust an den Waffen, der stolze Kriegsmuth, der furor Teutonicus. Das deutsche Volk wird den Beschluß, daß es eine Million Bewaffneter dem Feind, woher er auch drohe, gegenüberstelle, mit Jubel begrüßen, es wird mit Stolz empfinden, daß ein Reichsheer von solcher Frische, Macht, Volksthumlichkeit unter der einheitlichen Leitung des deutschen Reichsverwesers die erste und beste Bürgschaft gewährt, daß Deutschland fortan einig, fortan sicher und sichernd im Herzschilde Europa's sich selber angehören wird. (F. D. P. A. 3.)

### Pariser Scherze über den Kommunismus.

Die Kommunisten sind Leute, welche nichts besitzen, jedoch Alles mit den Andern theilen wollen. Man läßt die Kommunisten reden, allein man läßt sie nicht handeln. Es gibt deren von verschiedener Sorte. Die Einen sind ehrliche Theoretiker, die Andern sind unverschämte Praktiker. Unlängst schnitt einer von den Letztern im Gedränge einem Herrn die beiden Frackschöße ab. Der Eigenthümer des Rockes drehte sich um und nahm den Kommunisten am Kragen. Was machen Sie da? fragte er. — Das sehen Sie ohnehin. Ich nehme nach dem Systeme des Kommunismus die Hälfte Ihres Frackes. — Der Frackmensch, welcher auf ein Mal Spenzermann geworden war, schlug sein großes spanisches Rohr am Rücken des Diebes entzwei und sagte: Auch ich bin ein Kommunist. Ich theile meinen Stock mit Ihnen. Da, nehmen Sie die Hälfte davon. — Man scherzt jetzt in Paris über Alles. Unlängst geschah es in einem Kaffeehause, daß ein Gast, welcher schlecht bedient wurde, zur Eigenthümerin sagte: Madame, seit einer Stunde habe ich Bavaroise verlangt, und Ihr Garçon bedient mich nicht. — Seien Sie nachsichtig, sagte die Frau, dieser Mensch ist noch nicht lange im Dienste. Sein Stand ist ihm neu, er ist ein ehemaliger Unterpräfekt. — Ein anderer Herr rief dem Marquis zu: Gib Acht, ungeschickter Mensch, Du begießest mein Beinkleid mit Kaffee. — Sprechen Sie höflicher mit mir, erwiderte dieser, seit der Republik stehen wir uns Alle gleich. Der Herr verzehrt seinen Kaffee, bezahlt, nimmt sein kleines Geld und geht. — Mein Herr, vergessen Sie den Garçon nicht. — Bürger, ich werde meines Gleichen nicht die Beleidigung anthun, ihm zwei Sous zu schenken.

Prinz Johann im Jahr 1820.

Wer klimmt hinan den Wolkenstieg  
 Verwegen auf dem Genssenweg?  
 „Das ist ein deutscher Mann,  
 Ist unser Prinz Johann.“  
 Den Stutzen links, auf grünem Hute  
 Den Gensbart und die Federn schön,  
 So ziehet er in frohem Muthe  
 Hinauf zu unsern Felsenhöhn.

Wer geht im Thale drunten ein,  
 Zum Bretterhäuschen schlecht und klein?  
 „Das ist ein deutscher Mann,  
 Ist unser Prinz Johann.“  
 Ihn führet christliches Erbarmen  
 Zu des geringen Bruders Noth,  
 Er spendet hülfreich seinen Armen  
 Und schafft in ihre Hütten Brod.

Wer pflegte hier die reiche Au?  
 Wer lehret dort der Schachten Bau?  
 „Das ist ein deutscher Mann,  
 Ist unser Prinz Johann.“  
 Sein Wissen segnet unsre Fluren  
 Und schließet auf der Erde Schooß,  
 Er zeigt uns des Erzes Spuren  
 Und gibt es unserm Fleiße blos.

Wer schauet dort bei Sternenglanz  
 Auf Mattengrün den Steyrer Tanz?  
 „Das ist ein deutscher Mann,  
 Ist unser Prinz Johann.“  
 Auf unsern Almen, unsern Weiden  
 Verehren wir den hohen Herrn;  
 Er mildert Leiden, und in Freuden  
 Sieht er die lust'gen Kinder gern.

Wer lauschet dort am Felsenhang  
 Dem silberreinen Alpensang?  
 „Das ist ein deutscher Mann,  
 Ist unser Prinz Johann.“  
 Er liebt mit uns auch unsern Singen,  
 Und dankbar soll's noch Tag und Jahr,  
 Durch Berg' und Thäler widerklingen,  
 Was uns Johann von Oestreich war.

Wegen obigen Liedes war mir im Jahr 1820 zu Wien ein Büchlein, betitelt: „Bilder aus den Alpen der Steyermark“, mit Beschlag belegt und erst wieder frei gegeben worden, nachdem man ihm, bei schon vollendetem Druck, die unschuldigen Verse entnommen hatte. Sollte damals, vor 28 Jahren, die österreichische Censur geahnt haben, daß der Erzherzog Johann einst an die Spitze des vereinten Deutschlands treten könne?

Uebrigens habe ich von meinen „Bildern aus den Alpen der Steyermark“ ein Exemplar gerettet und bis auf diesen Tag bewahrt, worin das geächtete Lied gedruckt steht. Nach der Wahl des deutschen Reichsverwesers schlug ich dasselbe auf und freute mich mit den übrigen vierzig Millionen, daß wir von unserem Reichsoberhaupt nun frank und frei rühmen dürfen:

„Das ist ein deutscher Mann,  
 Ist unser Prinz Johann.“  
 Ja, die vierzig Millionen mögen glauben:  
 Dankbar wird's nach Tag und Jahr  
 Durch Berg' und Thäler widerklingen,  
 Was uns Johann von Oestreich war.  
 Arolsen, den 9. Juli 1848. Aug. Schumacher. (Dib.)

Miscelle.

Ein Mann, welcher dem Müßiggang ergeben war, merkte nach einiger Zeit, daß seine Hauswirthschaft in Verfall komme, und die Armuth mit großen Schritten sich nahe. Er nahm daher seine Zuflucht zu einem alten Weibe, welches in dem Rufe stand, eine Wahrsagerin zu seyn. Die Frau versprach dem Uebel abzuhelfen, und gab dem Mann ein kleines, von allen Seiten versiegeltes Schächtelchen, mit dem Befehl, es alle Tage in die Küche, in den Keller, kurz an alle Orte der Haushaltung hinzutragen. Der Mann befolgte den Befehl. In der Küche fand er die Mägde, welche aßen und sich gütlich thaten. In dem Keller begegnete er seinem eigenen Sohn, welcher den Wein in großen Krügen forttragen wollte. In dem Stalle stand das Vieh ohne Futter, und eine Kuh hatte wegen Mangels an Aufsicht das Kalb zertreten. Die Arbeiter auf dem Felde schliefen, wenn er hinkam oder versäumten doch die Arbeit, kaum bemerkten sie aber, daß der Herr an allen Orten täglich nachsah, so wurden sie fleißiger, und nach sechs Monaten überzeugte sich der Mann, daß seine Wirthschaft noch einmal so viel eintrug, als zuvor. Er wurde neugierig, den Talisman kennen zu lernen, durch welches die Wahrsagerin dieses bewirkt hatte, und öffnete das Schächtelchen. Wie beschämt war er, als er auf einem Zettelchen nur folgende Worte fand: „Willst du Nutzen machen, so schau' auf all deine Sachen.“

Maximilien-Räuflein.

Deutsche Sprache in Amerika. Zu Baltimore rief ein Mädchen aus dem Fenster des ersten Stockes einem auf der Straße Gehenden in ächtem Frankfurter Deutsch zu: „Heid esse mer hunde“ (Heut essen wir unten)! Ein vorübergehender Berliner, der diese Worte hörte, rief entsetzt: „Na, da mag ich Ihr Jast nich sind!“

Berliner Erwerbszweige. Frage: Sag mal, Bohnhammel, wat treibst du denn jetzt vor'n Geschäft, du hast ja immer so viel Zettels unter'n Arm? — Antwort: Det will ich dir erklären, Kielmeyer; ich bin bei'n gottlosen politischen Clubb und bei'n frommen patriotischen Verein angestellt. Vor'n politischen Clubb klebe ich die Zettels an, und werde davor bezahlt; und vor'n patriotischen Verein reis ich se wieder ab, und friege och davor bezahlt; uf diese Weise ernähre ich mir höchst anständig!

Neulich wurde im „Clubb der Frauen“ in Paris über die Frage: Gibt es einen Gott? debattirt. Die Discussion währte gegen zwei Stunden und war äußerst stürmisch. Endlich wurde das Daseyn Gottes durch 12 Stimmen Majorität festgestellt. (Dieses Faktum erinnert uns an eine Anekdote: Glauben Sie an einen Gott? fragte man einen jungen Freigeist. Gott bewahre! antwortete der großartige Schwachkopf.)

Warum werden jetzt so viele Fenster zerschlagen? — Weil die Leute freiere Aussichten haben wollen.

Die ungeborenen Kinder beabsichtigen eine Volksversammlung zu halten, um gegen ihre Geburt zu protestiren, weil sie nicht auf die Welt zu kommen wünschen.

Unter den vielen Banquerotten der Jetztzeit ist auch jener der Censur, dieser Schnittwaarenhandlung der Literatur, zu bemerken.

Auflösung des Palindroms in Nr. 34.

Ze u s. S u e z.